

Thomas Fuchs, Das Gehirn – ein Beziehungsorgan. Eine phänomenologisch-ökologische Konzeption. Stuttgart, Kohlhammer Verlag 2008, 323 Seiten, Euro 28,00

Der in Medizingeschichte (1989) und Philosophie (2000) promovierte Professor für Psychiatrie und Leiter der Sektion „Phänomenologische Psychopathologie und Psychotherapie“ an der Psychiatrischen Universitätsklinik Heidelberg, schrieb das hier zu besprechende Buch als eine Art Kontrapunkt zu jenen reduktionistischen Auffassungen mancher Vertreter der Neurowissenschaften, die im Menschen keine Person und kein Subjekt, kein Ich, keinen Willen mehr anerkennen, sondern alles Personale und Subjekthafte nur als Epiphänomen bzw. als Produkt des Gehirns interpretieren.

Mit lobenswerter Nüchternheit eines Philosophen, gepaart mit der Sachlichkeit und dem Feingefühl eines menschlich empfindenden Mediziners zeigt Thomas Fuchs: Das in einem lebendigen Leib eingebettete Gehirn ist vor allem ein Vermittlungsorgan für die Beziehungen des menschlichen Organismus zur Umwelt und für die Beziehungen, die Menschen zueinander pflegen.

Im **Teil A** leistet er die Kritik des neurobiologischen Reduktionismus. Die mit Sorgfalt durchgeführte Reflexion überzeugt: Wahrnehmung sei nicht als interne, nur vom Gehirn erzeugte Abbildung zu begreifen, – wie z.B. Wolfgang Prinz und Gerhard Roth pseudowissenschaftlich propagieren, – sondern vielmehr „als *Beziehung eines verkörperten Subjekts zu seiner Umwelt*. Im Wahrnehmen sehen wir keine Bilder aus einer anderen Welt, sondern *ko-existieren* als Leib- und Sinneswesen mit den Dingen und Menschen in einem gemeinsamen Raum. Dem entspricht die Konzeption einer lebendigen, in den organischen Körper eingebetteten Subjektivität“ (S. 47f.). Das dieser Kritik zugrundeliegende philosophische Konzept, – man kommt eben *ohne Philosophie* nicht aus, wenn man vom Menschsein sinnvoll reden will, – unterscheidet das Phänomen der vom ganzen Leib [vom Psychophysikum] mitgesteuerten Wahrnehmung und der *ontologisch anders* gearteten Erkenntnis. Wie Thomas Fuchs formuliert: Das Zentrum meiner Welt – „ich selbst“ – sei nicht allein im Gehirn zu finden, sondern „ich erlebe mich in meinem Körper“ (vgl. S. 49). Das heißt, mit meinen Worten ausgedrückt, dass das „Ich“ als der Erkennende und Empfindende einen anderen *ontologischen* Status hat, als *das* [wie ein „Organon“ fungierende und funktionierende] Gehirn, das niemals ein „Gehirn-an-sich“, sondern vielmehr „in Verbindung mit meinem ganzen Organismus, eine zentrale und unabdingbare Voraussetzung dafür“ ist (S. 50), dass *ich* als Subjekt erlebe. Daraus folgt, so Fuchs: „*Lokalisieren* lässt sich jedoch mein Erleben überhaupt nicht, denn es ist nichts anderes als meine Beziehung zur Welt“ (S. 50).

Subjektivität schließt ein phänomenales Bewusstsein mit ein und sie lässt sich nicht auf gehirnphysiologische Prozesse reduzieren. Als Subjekt und Person zu existieren, heißt immer, das Zentrum einer Welt zu sein, „und solche Zentren sind in einer rein physikalischen Welt nicht vorzufinden“ (S. 53). Bei der sogenannten „Ersten-Person-Perspektive“, handelt es sich nicht bloß um einen be-

stimmten optischen Blickwinkel, auch nicht um eine illusorische mentale Repräsentation, wie der Mainzer Professor für Philosophie Thomas Metzinger, leider sehr unphilosophisch, immer wieder behauptet, sondern bei der 1.-Person-Perspektive [in der Wahrnehmung] geht es darum, „wie etwas sich anfühlt“, und das ist ein irreduzibles, „ein *elementar-affektives* Selbsterleben“ sowie „ein leiblich-affektives Sich-Empfinden als Kern aller Bewusstseinsprozesse. Noch *vor* aller Perspektive und Erkenntnis liegt eine Form unmittelbarer, präreflexiver Selbst-Gegenwart, ein affektiv [gefühls- und empfindungsmäßig] getöntes Vertrautsein des Bewusstseins mit sich selbst, das sich (...) auch als ‚Autoaffektion‘ bezeichnen lässt“ (S. 54).

Als ein Leser, der vom existenzanalytisch-logotherapeutischen Menschenbild geprägt ist, – das ich oft auch als ein „Wahr-Bild“ des Menschseins nenne, – werde ich bei den obigen Sätzen an das Franklsche Konzept des „präreflexiven ontologischen Verständnisses“ erinnert. Thomas Fuchs sagt in Essenz genau das, was Frankl mit diesem Konzept gemeint hat, nämlich: *Vor* aller Perspektive, Wahrnehmung und Erkenntnis, ja, *vor* den ersten Sinneseindrücken, die ein Mensch hat, wirkt und ist in jedem Menschen, auch in dem heute geborenen Baby, eine „Form der Selbst-Gegenwart“, so Thomas Fuchs, die man genau so gut, zutreffend und klar auch mit anderen Worten zum Ausdruck bringen kann: Bevor das Baby, oder sagen wir lieber ein zweijähriges Kind weiß, dass „etwas“ – *etwas* ist, weiß es schon [freilich unthematisch, nicht reflektiert] vom „Sein“. Immer schon hat der Mensch einen „Vorgriff auf das Sein“. Ein ontologisches Verständnis *vor* aller Reflexion zu haben, setzt ein „mit dem **Sein** ursprünglich Verbunden-sein“, einen Selbstbesitz und eine Selbstgegenwart voraus, dessen bzw. deren Basisform das „Ich“ als Urgestalt ist. Die „Meinhaftigkeit“ dieser Aussage wird weder ein Tier noch der höchst entwickelte Computer nachvollziehen und nachempfinden können. Dieses ist nur einem anderen menschlichen Subjekt gegeben, das genau so wie „Ich“ als *Otto Zsok* ein [anderes!] „Ich“ ist, zu dem es gehört, sagen zu können: „Ja, das ist *mein* Gefühl“, das „Ich“ *habe*. Darin und damit ist mitausgesagt: Aber „Ich“ bin mehr als das Gefühl, das ich als *mein* Gefühl habe und weiß, *dass* sich in meinem Gefühl etwas zeigt.

Thomas Fuchs untersucht den in manchen Büchern überstrapazierten Begriff der „mentalen Repräsentation“ und zeigt, dass die gemeinten Autoren – Thomas Metzinger, Wolf Singer, Gerhard Roth usw. – „die erlebte Bedeutsamkeit“ aus dem obigen Begriff ausklammern, dabei sogar gegen die Logik verstoßen, vergessend, dass „*nur wir selbst*“ die Repräsentation eines Sachverhaltes feststellen können. Ob Repräsentation als Folge von natürlichen Kausalzusammenhängen festgestellt werden, [der Rauch „repräsentiert“ das Feuer, einige Buchstaben „repräsentieren“ ein sinnschwangeres Wort usw.], oder von uns selbst hergestellt werden [z.B. eine Landkarte], – in beiden Fällen gibt es niemals die Repräsentation „an sich“, sondern sie besteht immer nur „*für uns*.“ Das heißt: „*Etwas* stellt *für jemand* ein Zeichen für etwas [anderes] dar“ (S. 61).

Oder: „Weder *für* einen Thermostaten noch *für* ein Gehirn ist es im Raum ‚zu kalt‘. (...) Das Gehirn enthält weder Sätze noch Bilder. Sätze in Büchern reprä-

sentieren *für uns* Sachverhalte; Bilder in Fotoalben repräsentieren *für uns* Erinnerungen. Doch im Gehirn gibt es keinen Homunculus, der in der Lage wäre, neuronale Aktivitätsmuster *als* Repräsentationen aufzufassen, *als* Abbilder zu sehen oder *als* Erinnerungsspuren zu lesen“ (S. 63).

Thomas Fuchs ist zuzustimmen, wenn er den sogenannten Kategorienfehler in der Sprache und (Schein-)Argumentation von Singer, Prinz, Roth und Co. aufzeigt, indem er schreibt: Nur monotone elektrochemische Vorgänge im Gehirn zu beschreiben, ermöglicht *gar keine* Erklärung vom Menschen, weshalb die Zerlegung des lebendigen Ganzen in Mikroprozesse wenigstens verbal rückgängig gemacht werden müsse, „um die Ebene von Wahrnehmungen, Motiven und Handlungen wieder zu erreichen. Die Neurowissenschaften versuchen daher, eine ‚hybride‘ Zwischenebene einzuziehen, die physikalische und intentionale Beschreibungen vermischt und so gewissermaßen dem Gehirn Persönlichkeit implantiert. (...) Es ist nicht etwa aus empirischen Gründen falsch, vom denkenden, fühlenden oder wahrnehmenden Hirn zu sprechen – es ist vielmehr ein begrifflicher Un-sinn“ (S. 66f), denn nicht das Gehirn, sondern der Mensch [als ein Ich] denkt. Wie schon Descartes gesagt hat: *Cogito, ergo sum*: Ich denke, also bin ich. Und auch wenn philosophisch der Satz, wie der Rezensent meint, anders lauten muss, – nämlich: *sum, ergo cogito*, – drückt er mit genügender Deutlichkeit aus, dass die Grundformel des Seins, „**Ich bin**“, eine unhintergehbare Urgegebenheit darstellt. Es ist ein geistiges Armutszeugnis, wenn einige Wissenschaftler – ich denke hier noch an Hans Markowitsch, Franz M. Wuketits, Ulrich Kutschera und Michael Schmidt-Salomon – das „Ich“, den „freien Willen“, das „Gewissen“, die „Seele“ usw. leugnen und sich dabei auf ihr *eigenes* Ich, auf ihren *eigenen* freien Willen usw. berufen. Die Bezeichnung „Wissenschaftler“ muss eigentlich in Anführungsstrichen gesetzt werden, denn sehr fragwürdig und problematisch ist derjenige „Wissenschaftler“, der nicht dem *tieferen* Verständnis des Menschseins *dienen* will, sondern vielmehr nur Popularität und analytische Zersetzung anstrebt.

Thomas Fuchs zeigt sich im Buch auf eine angenehme Weise anders. Er ist in seinen Gedanken und Argumentationsfiguren viel tiefer, gründlicher, aber auch nüchtern und fühlend. Ich behaupte sogar: Thomas Fuchs denkt nicht nur sauber, sondern empfindet zutiefst sein „Thema“, das ja *der Mensch selbst* – und so auch *er selbst* – ist. So wagt er immer wieder auch in der ersten Person zu formulieren.

Im **Teil B** seines Buches, „Gehirn – Leib – Person“, erörtert er die Beziehung zwischen Subjektivität und Leben, beschreibt das Gehirn als Organ des Lebewesens [eingebettet in einen psychophysischen Organismus], als Organ der Person, um dann den Doppelaspekt der Person zu reflektieren und Konsequenzen für die psychologische Medizin zu formulieren. Hier wird deutlich, wie er schreibt, „dass das Bewusstsein kein Produkt des isolierten Gehirns ist, sondern den Organismus als ganzen zur Grundlage hat“ (S. 140). Entscheidend findet der Rezensent Folgendes: Die Untersuchung der basalen leiblich-affektiven Bewusstseinsfunktionen zeige, „dass sie sich aus den vitalen Regulationsprozessen her-

aus entwickeln, die zwischen Gehirn und Körperperipherie ablaufen und das innere Milieu des Organismus konstant halten. *Die fortwährende ‚Resonanz‘ von Gehirn und Organismus ist die Voraussetzung für bewusstes Erleben.* Basales Bewusstsein besteht in Befinden und Stimmung – es bildet ein Integral des jeweiligen Zustands des Organismus selbst, oder mit anderen Worten: es ist Teil der verkörperten Subjektivität. (...) Die phylogenetisch ursprüngliche Form der Wirklichkeitserfassung bestand in der unmittelbaren, affektiv getönten Selbstempfindung des Leibes in den jeweiligen Zuständen der Organismus-Umwelt-Beziehung. (...) Mehr als alle anderen Erlebnisweisen zeigen uns Befinden, Stimmungen und Gefühle [und Empfindungen], dass wir *inkarnierte* Geschöpfe sind – Wesen aus Fleisch und Blut“ (S. 140f.).

Der bedeutende französische Philosoph, Gabriel Marcel, der auch ein „Lehrer“ von Viktor Frankl war, sprach von der „Inkarnation“ als „zentrales Geheimnis der Metaphysik“, das darin besteht, dass sich ein ursprünglich geistiges Wesen [der „Geistes-Mensch“] an einen Leib gebunden und in der physisch-sinnlichen Welt erlebt. Zumindest implizit verweist auch Thomas Fuchs darauf, wenn er von uns Menschen als „*inkarnierte Geschöpfe*“ redet und mit dem Begriff „Resonanz“ drückt er – tiefer und zutreffender als der Begriff der „Repräsentation“ dies leisten könnte – aus, dass der ganze Körper und beseelte Leib im Wesentlichen ein „Resonanzboden“ der Seele ist. Dies wird besonders intensiv erlebbar, wenn wir eine Melodie hören oder an eine uns vertraute und von uns geliebte Person denken (vgl. S. 139).

Das über verschiedene Hirnregionen verteilte, hochkomplexe Spiegelsystem, dem auch die sogenannte „Spiegelneuronen“ angehören, bildet zwar die biologische Voraussetzung für *soziales Verhalten* und für die *Empathie*, die aber als urechtes menschliches Phänomen nicht mehr einem noch so spezialisierten neuronalen System zuzuschreiben ist; denn das Spiegelsystem könne seine Funktion erst erfüllen, „wenn es in einen *intersubjektiven Handlungs- und Bedeutungsraum eingebettet* wird“ (S. 199). Wenn, mit anderen Worten formuliert, das Wert- und Sinnphänomen jenseits der neuronalen Prozesse als ein *Apriori* – sozusagen vorgängig – erfasst wird. Letztlich sind es nicht die Neuronen, die etwas spiegeln, denn auch ein Spiegel wirft nur diejenigen Lichtstrahlen zurück, die auf ihn treffen, beinhaltet aber diese Lichtstrahlen nicht in sich selbst. Außerdem vermag das *Abbild* der Lichtstrahlen in dem Spiegel nur ein bewusstes Wesen wahr zu nehmen (vgl. S. 201).

Neurobiologische Grundlagen sind notwendige, aber nicht hinreichende Bedingungen für all das, was des Menschen Spezifikum ist: differenzierte Sprache, soziales und kulturelles Verhalten, Fähigkeit, Symbole zu schaffen, Empathie und einiges mehr. Geistiges nützt das Gehirn als Organ, als Transformations- und Übersetzungsorgan (vgl. S. 217), wobei hier zu ergänzen ist: Das vom Gehirn Übersetzte muss *ein Jemand* deuten können.

Über Bedeutung und Rolle der Subjektivität, des Personseins in Psychotherapie und Medizin soll zum Schluss dieser Rezension Manches ausgeführt werden.

Für sog. „dysfunktionale Wahrnehmungs-, Verhaltens- und Beziehungsmuster oder für neurotische Symptombildungen bleiben die *intentionalen* und *psychosozialen* Erklärungsansätze unverzichtbar. Auch wenn hier bestimmte neuronale Systeme aktiviert sind, so handelt es sich doch in der Regel um Epiphänomene, die erst bei zunehmender Chronifizierung bzw. Verselbständigung eine pharmakologische Beeinflussung unumgänglich machen. Wir drücken uns zwar so aus, als ob ein Psychopharmakon z.B. ‚angstlösend‘ wirke. Genau genommen wirkt es natürlich nur auf biochemische Zustände des Gehirns, die mit der Erfahrung von Angst korreliert sind. Eine unmittelbare Wirkung von chemischen Agenzien auf seelische Lebensäußerungen gibt es nicht. (...) *Alle* [psychiatrischen und psychotherapeutischen] Behandlungen sind zunächst einmal *Handlungen, d.h. integrale und interpersonale Formen der Kommunikation*“ (S. 273f.). – Als würde man hier Viktor Frankl hören in einer Vorlesung an der Wiener Universität im Jahre 1949. Und weiter schreibt Thomas Fuchs:

Da Hirnforschung grundsätzlich einen individualistischen Ansatz habe, erscheint es sehr fraglich, ob es je eine „Neurobiologie der Psychotherapie“ im eigentlichen Sinne geben werde, „zumal die therapeutische Beziehung auch nicht in einer ‚Interaktion von Gehirnen‘ besteht. (...) Die Somatotherapie ist grundsätzlich restitutiv oder konservativ ausgerichtet. Sie versucht durch eine (pharmakologische, hirnstimulierende) Auslenkung des neuronalen Systems einen Ausgangszustand wiederherzustellen. Neue Erfahrungen, Erlebnis- und Verhaltensbereitschaften werden durch die (pharmakologische) Behandlung nicht verankert. Doch kann die erzielte Stabilisierung dem Patienten die Gelegenheit zu einem Verhalten im Umweltkontext geben, das über Rückkoppelungen den Effekt bestärkt. (...) Die somatische Behandlung gilt primär der Wiederherstellung eines Ausgangszustandes [im Organismus], die psychotherapeutische Behandlung dagegen [gilt] *der Entwicklung der Person*. Beide Ansätze können sich durchaus komplementär zueinander verhalten. (...) Allerdings wird die pharmakologische Beeinflussung von Gehirnzuständen immer nur hinreichen, um bestehende Symptome und Störungen zu beseitigen und bereits verankerte neuronale Reaktionsbereitschaften zu hemmen. Sie kann aber *keine* neuen Beziehungsmuster und Selbstkonzepte erzeugen, keine Lernprozesse herbeiführen. Dazu bedarf es konkreter Interaktionen mit Anderen, also integraler und wiederholter Beziehungserfahrungen. (...) Subjektive [seelische] und intersubjektive, insbesondere emotionale Erfahrungen haben ihre spezifische, *nicht* ersetzbare Wirksamkeit. Keine noch so differenzierte somatische Therapie wird diese Lernprozesse ersetzen können“ (S. 278 – 280).

Die interpersonalen Beziehungen des Patienten zu verstehen, hält Thomas Fuchs für unverzichtbar, will man adäquat behandeln bzw. therapieren. Natürlich können *somato- und psychotherapeutische* Ansätze im Sinne der zirkulären Kausalität zusammenwirken, sagt der Psychiater Thomas Fuchs, doch bleiben *psychosoziale Beschreibungen* und Interventionen unverzichtbar, „denn eine

rein neurobiologische Erklärung oder Behandlung psychischer Störungen“ sei „prinzipiell nicht möglich.“

Fazit: Die Person [das subjektive Erleben, das Seelische] kann nicht in messbare Einzeldaten oder physiologische Begleiterscheinungen zerlegt werden. *Nur aus der Innenperspektive der Person*, die durch eine andere Person [durch den behandelnden Arzt oder Therapeuten] innerlich ein Stück weit empathisch erfasst wird und das nacherlebt, was den *homo patiens* quält, kann angemessen therapiert werden. Wie der britische Psychiater Nemiah einmal treffend formulierte: „Wir selbst sind das Instrument, das die Tiefen der Seele des Patienten sondiert, das mit seinen Gefühlen mitschwingt, seine verborgenen Konflikte entdeckt und die Gestalt seiner wiederkehrenden Verhaltensmuster erkennt.“ Keine noch so detaillierte Bildgebung [durch den Computer] wird diesem Instrument jeweils überlegen sein, formuliert Thomas Fuchs die Konklusion (vgl. S. 281). Er warnt vor der Illusion und der neurowissenschaftlichen Ideologie, die wähnt und sich einbildet, es sei möglich durch die vollständige Entschlüsselung des Genoms das Lebendige, oder gar den Geist durch die vollständige Kenntnis der Gehirnfunktionen zu erklären. Die Neurowissenschaft trifft den Geist *dort, wo sie sucht, gar nicht an*, denn: „Leben und Geist entziehen sich der naturwissenschaftlichen Erkenntnisform“ (S. 285).

Dieses wissenschaftlich wie philosophisch fundierte Buch, in dem sich ein empfindsamer und fühlender Fachmann der Psychiatrie zu Wort meldet, kann jedem empfohlen werden, der als Logotherapeut oder einfach nur als im besten Sinne „neugieriger“ Mensch die Tiefen- und Höhendimension des *Homo humanus* vor das Auge der Seele bekommen und erneut das Staunen über das Geheimnis des Menschseins erleben will. (*Otto Zsok*)

Fürstenfeldbruck, 24. Januar 2009